

Tagebuch eines nachdenklichen Kanoniers

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **19 (1943-1944)**

Heft 44

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-712303>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wichtigsten Gebiete erwähnt, wie beispielsweise: Befugnisse und Bewegungsfreiheit der Internierten, Arbeitsregelung, Schulungskurse verschiedener Art, Verkehr mit der Orts- und Zivilbevölkerung, Fürsorge- und Strafwesen, Post- und Sanitätsdienst, Verhalten der Bewachungstruppen, Unterkunft, Verpflegung und Rechnungswesen. Gerade das Kapitel «Bewachung von Internierten» erfordert immer wieder viel Initiative, Verständnis und Takt von seiten der Truppe.

An Stelle der im Jahre 1941 wieder in ihre Heimat zurückgekehrten Franzosen sind in der Zwischenzeit als eine Folge der langen Kriegsdauer und der Furchtbarkeit der modernen Kriegsführung Angehörige von über 20 Nationen invasionsartig in unser Land geströmt. Das Bestreben, durch Ueberschreiten der Schweizergrenze dem Kriegsgetümmel zu entfliehen oder in irgendeinem militärischen Lager seinen Kampf einzustellen, hat bis auf den

heutigen Tag über 75 000 Flüchtlinge, Emigranten und Internierte auf die schweizerische Friedensinsel geführt. Je nach Kategorie der Uebertretenden werden unterschieden zwischen: Militä- od. Zivil-Internierte, Kriegsflüchtlinge (zivil oder militärisch), entwichene Kriegsgefangene, Hospitalisierte, Deserteure und Refraktäre.

Die Anwesenheit der Internierten stellt auch verschiedene Anforderungen an unsere Zivilbevölkerung. Allgemein kann gesagt werden, daß das Schweizervolk bis heute viel gefan hat, um den Internierten ihr schmerzliches Los zu erleichtern. Leider gibt es bei uns immer noch Leute, die noch nicht gelernt haben, Abstand zu halten und ihr unberechtigtes übertriebenes Mitleid auf irgendeine Art zum Ausdruck zu bringen. Zu weites Entgegenkommen den Internierten gegenüber, das die Grenzen der Wohlerzogenheit und des Anstandes überschreitet, bringt mit Recht unsere Bevölkerung in Verruf.

Die Schweiz muß sich stets bewußt sein, daß sie diese Flüchtlinge aufgenommen hat, um, einer guten Tradition folgend, einen Beitrag zur Milderung des großen Kriegsunglückes zu leisten.

Die Unterbringung, der Unterhalt und die Beschäftigung so vieler Flüchtlinge und fremder Angehöriger, deren Strom noch nicht versiegt ist, wird für die Schweiz auch weiterhin eine außerordentliche Aufgabe bedeuten, die auf die Dauer gesehen sicher zu Schwierigkeiten führen muß.

Ein großer Teil des Leserkreises hat bisher mit seinem Bat. oder seiner Kp. Bewachungsdienst leisten müssen und dabei Gelegenheit gehabt, dieses Spezialgebiet aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Viele können indessen jederzeit noch in den bevorstehenden Ablösungsdiensten dazu aufgeboten werden.

Dr. O. Schönmann.

Tagebuch eines nachdenklichen Kanoniers

Donnerstag, den 11. Mai: Wir ziehen in die Manöver. Wagen um Wagen erklettert die Kehren zur Paßhöhe. Zweimeterhohe Schneemauern säumen die Straße. Nun sind wir im Bündnerland. Nacht ist es. Langsam schwindet jene fiebrige Stimmung der Invasion, die den Gesprächsfunkten der letzten Tage abgab. Wir werden sachlicher, beherrschter. Wir stehen nicht mehr unter der Kompression der Gazetten... Zu Hause werden sie sich jetzt zum Abendspaziergang anschicken, ein Café betreten. Unsere Kehlen sind staubgetrocknet. Wir fahren bei ausgeschalteter Beleuchtung. Panzermarsch. Leise summt der starke Buick-Special. Schwach schimmert vor uns das Asphaltband der Straße. Nerven, Nerven. Das Geschütz des Vorderwagens ragt plötzlich meternahe im Schattenriß auf. Blinkzeichen des Zugführers mit der Taschenlampe: Absitzen! Der Feind hält das Dorf vor uns besetzt. Ein Stoßtrupp geht infanteristisch vor.

Freitag, den 12. Mai: «Was ist wie du so wonnesam, o holde Maienzeit?»... Wir gefechten schon frühmorgens. Geschütz in Stellung, aufpacken, in Stellung, aufpacken. Die Tragik einer «planmäßigen Absatzbewegung» im kleinen. Ein Schiedsrichter bekräftigt die letzte Sperrstellung. Der Korporal weiß es besser. Bringt gewichtige Gegengründe. Zur Strafe läßt jener unser Fahrzeug ausfallen. Supponierter Artilleriebeschuß. Man soll es nicht mit den Mächtigen verderben. Zu Fuß eilen wir übers Feld zurück. Eine C 36 brummt über unsern Köpfen. Rasch in Deckung! Unmöglich. Der doppelschwänzige Vogel hat die kleine Pak erspäht, stößt wie ein Habicht auf uns nieder, schießt rote Leuchtkugeln ab. Das Zeichen für Stukaangriff. Wir sind gefallen, gestorben — bis zum Nachmittag...

Da liegen wir dann Stunden um Stunden in einer dörsigen Reservestellung. Ich ver-

lebe eine Ewigkeit als Panzerwarner im Straßengraben. In enger Wohngemeinschaft mit roten Ameisen.

Die Kameraden Mitrailleure sind gefällig. Alle paar Minuten, eben dann, wenn die Augendeckel zuklappen, lassen sie ihre schweren Maschinengewehre tacktacken.

Samstag, den 13. Mai: Wir beziehen die neue Stellung. Mitten in einem Pfarrgarten, unter einem blühenden Apfelbaum. Jedemal, wenn ein Lüftchen geht, fliegen Blütenblätter durch die Luft, als ob es schneite. Ueber uns ragt die Dorfkirche. Wir blicken vom Hügel weit ins Tal hinab. Ich folge mit dem Richtgerät der Straße, der Brücke, die sich dort unten spannt. Kein Panzer wird heil durch die Talsperre fahren, die wir zusammen mit den andern Kameraden vom Zug gelegt haben.

Neben uns führt ein schmaler Wiesenweg zur Kirche. Bündnermädchen ziehen vorbei, Mädchen von einer herben Schönheit. Doch hier gereicht uns die Mimikry des Tarnnetzes zum Nachteil. Die Holden vermögen uns unbewegliche Gestalten unterm Netz nicht zu sehen. Selbst auf neckische Anrufe hin irrt ihr Blick in der Runde... Hoch steht die Sonne am Himmel. Die Sonne und der knurrende Magen: Was brauchen wir jetzt noch genauere Uhren?

Warten, warten. Träge fließen die Stunden, aus denen wir zu Hause Geld und Geist machen. Ich habe Mühe, bei der Kompliziertheit der Dinge noch einen Sinn zu finden, eine Ordnung im scheinbaren Chaos der Befehle und Gegenbefehle.

Sonntag, den 14. Mai: Man hat das Gefecht für einige Stunden neutralisiert. Doch werde ich auch heute nacht nicht aus Schuhen und Wehrgehenk herauskommen. Eine Wache ist aufgestellt. «Dazu bin auch ich, bin auch ich kommandiert.»

Am Flußufer sitze ich. Es rauscht das Was-

ser. Auf der Anhöhe steht das romanische Kirchlein gegen den Horizont. Junge Bur-schen schießen im Stand ennet dem Fluß. Nach dem endlosen Geknatter der Manöver-tage geht mir der Schießlärm auf die Nerven. Nur kurze Zeit indessen. Der Schlaf ist göttlich-übermächtig. Ich nutze den Brotsack als Schlummerkissen. Kaum spüre ich die harte Feldflasche.

Im Dienst gelangt man zu einer ganz neuen Wertschätzung der uns sonst zu selbstverständlich erscheinenden Freuden des Alltags. Eine einfache Mahlzeit wird zum sakralen Akt. Eine Bettstelle zum Ausdruck kühner Wunschträume. Der unscheinbare Brief zum festlichen Ereignis.

Sonntagnacht. Wieder in unsern alten Stellungen. Nahe dem Geschütz wird ein Kommandoposten eingerichtet. Funker arbeiten davor. Einer drehorgelt am Apparat. In regelmäßigen Abständen tönt der Aufruf zu uns herüber: «Ber-ta ant-wor-ten, Ber-ta ant-wor-ten...»

Montag, den 15. Mai: Stellungswechsel mitten in der Nacht. Neue Stellung an einer Straßenkehre. Eine Anzahl Sanitätswagen fährt langsam vorbei. Soldaten mit verbundenen Köpfen und Gliedern drin.

Auf einen Schlag ist es zu Ende mit der trügerischen Stille, der Untätigkeit, die mehr zermürbt als Kampf unter schwierigsten Bedingungen. Der Schlachtenlärm im Rücken verdichtet sich. Unsere Stellungen sollen von hinten aufgerollt werden. Zwei Mann übernehmen die Sicherung des Geschützes nach dieser Seite. Schon stürmen die Infanteristen mit ihren weißen Feindschindeln daher. In kurzen Gefechtssprüngen gehen sie vor. Wir knallen aus guter Dekkung. Aus dem Stadel heraus, der unsere Pak verbirgt. Vergebens. Der Schiedsrichter befiehlt Rückzug. Zuerst beziehen wir eine provisorische Stellung. Dann wieder eine ganz nahe der Front. Sechsmal haben die Feinde angegriffen. Unsere gutpostier-

ten Mg. bringen jeden Angriff zu Stillstand.

Dienstag, den 16. Mai: Seit morgens ein Uhr sind wir in Stellung. Stundenlang sitzen wir in der Morgenkälte. Zu dritt trotzen wir unter einer Zeltbahn dem Regen. Aufpassen. Stoßtrupps des Feindes wagen überraschende Handstreichs. Sie schleichen sich mit Maschinenpistolen dem Flußufer entlang, haben schon zwei unserer Außenposten erledigt.

Gegen Abend erleben wir das Manövers dramatisches Schlußbuckett. Die Stellung ist nicht mehr zu halten. Rückzug im Laufschrift. Keuchend und geduckt eilen wir einige Kilometer zurück. Von der Seite ruft man uns zu: «Rasch passieren, rasch passieren!» Sie zeigen in uns unverständlicher Gebärde nach dem rechten Straßebord. Bald löst sich das Rätsel unter Donnergepolter. Sappeure haben eine Scheiterbeige gesprengt, die sich nun als respektable Barrikade quer über die Straße legt. Arven- und Buchenklötze fliegen an unseren Köpfen vorbei. Im Laufschrift weiter, außer Atem. Feind von vorne! Ueberall tauchen die kampferöteten Gesichter der Infanteristen aus dem Unterholz auf. Eine letzte Stellung, ein letzter Kampf... ein Trompetensignal: Kampfabbruch.

Mittwoch, den 17. Mai: Abends zehn Uhr hat sich der Kommandant entschlossen. Wir werden nun doch über den Paß fahren. Dichtes Schneetreiben. Flockenschwärme wirbeln entgegen. In regelmäÙigem Frrr-Frrr arbeitet der Scheibenwischer. Die Schlaflust ist fast unbezwinglich. Schon hat sich der Kamerad zur Rechten ergeben, vergißt seine Pflicht, den Fahrer wachzuhalten, mit allen Mitteln, mit Gespräch, Witz oder selbst Blödsinn.

Vor der Paßhöhe hält die Fahrzeugschlange noch einmal an. Im Dunkeln werden die Schneeketten montiert.

Gefluhe. Was wissen wir aber trotz allen Schwierigkeiten vom Hauptfeind

motorisierter Kolonnen, von dem ein deutscher Kriegsbericht aus Italien schreibt: «Italien hat ein ausgezeichnetes Straßennetz, und für den Troßfahrer, der den russischen Wald und die seifige Schwarzerde der Ukraine ausgekostet hat, wären die glatten Asphalt- und Schotterbahnen, obwohl sie in den Bergen ein hohes Maß von Fahrkunst erfordern, eine wahre Erholung, wenn nicht die schnellen anglo-amerikanischen Jagdbomber wären, die sich, ehe man sie richtig erkennen oder im Lärm des eigenen Motors hören kann, mit stattlichem Munitionsaufwand selbst auf einzelne Fahrzeuge stürzen.»

Samstag, den 20. Mai: Wir fahren zum Pakkurs in den Tessin. Die stiebende Schöllene hinunter marschieren wir. Alles singt, ist guter Dinge. Selbst hier, im überbesetzten Samstagzug. Wir sitzen im Gang auf unsern Tornistern. Ich schreibe auf zusammengeklebten Knien mein Tagebuch. Dieweil ziehen beliebte Philister drinnen auf ihren Polstern an dicken Zigarren und denken über weifnichts nach. Ueberlegen sie sich wohl, ob jene kleine osteria in x. ago und jenes ristorante in y. ino noch immer so umfangreiche Salamiportionen und Spaghettiberge servieren werden wie letztes Jahr?

Mein italienischer Wortschatz verjüngt und vergrößert sich mit jeder Stunde. Zumal abends, da ich mit «Ihr» zum Kastell emporsteige. In der Ferne glitzert ein Zipfel des Lago maggiore. Sehnsucht ist in mir nach der weiten offenen pianura, der Poebene. Recht gefährlich sind in der Dunkelheit die Laufgalerien in der Höhe. Wie leicht könnte man durch eins der unzähligen Löcher fallen, durch die einstmals die Burgherren Feuer, Pech und Schwefel auf den Angreifer warfen.

Es glänzt das verfallene Gemäuer im Mondschein. Alte Burgromantik wird im Geiste wach. Rosse trappeln über die Zugbrücke. Rüstungen funkeln. Der Türmer

stößt ins Horn. Von der Kemenate herab grüßt eine schöne Frau. Ach nein, das ist kein Traumgebilde, meine kleine Tessiner Freundin ist's, die ihren Schabernack mit dem Halbschläfer treibt...

Dienstag, den 23. Mai: Rechter Tank, Tank von links, Feuer frei! Heute wird mit der Pak geschossen. Auf wendig-starken Wagen sind wir durchs Misox gerollt. Nun erproben wir auf der modernsten Tankbahn die Schlagkraft unserer neuesten schweizerischen Waffe. Glückliche verträumte Dörfchen! Was weiß man hier vom Nervenkrieg, was weiß man von der Pak...

Die letzte Panzergranate ist verschossen. Ende Feuer. Gespannt eilen wir zu den elektrisch betriebenen Rollwagen, den Attrappen aus Pavatex. Die Trefferzahl ist überraschend groß.

Nachmittags gehöre ich der Wachtmannschaft an. Ein Posten — von der Vorsehung einem Philosophen zugeordnet. Nahe einer kleinen Hängebrücke sitze ich auf einer Granitplatte, blauer Himmel über, die rote Warnfahne neben mir. Ich bin wieder einmal so ganz mich selber. Keine Gesellschaft ist um mich als ein Wegknecht, der im Südländertempo die Böschung säubert. Nach einer Stunde trippelt ein Mädel über die Brücke, eins von den hübschen Dingen der tessitura, der Heimatstilweberei, plaudert liebenswürdig mit mir. Sie erzählt von den italienischen Partisanen, die in Knickerbockern und verwegenen Federhüten nahe ihrem Heimatdorf entdeckt wurden, einfach nicht glauben wollten, daß sie sich schon auf Schweizerboden befanden...

Mittagsstille. Ein leichter Wind streicht über die Grashalme. Einschlärferndes Zirpen der Grillen. Eine Eidechse guckt aus einer Mauerlücke. Eben hat sie einen riesigen Käfer verschluckt. Ein Mäusebussard fliegt aus der Wiese empor, lenkt mein Auge zu den Schneebergen im Sonnenglanz. Mil Fischer.

Einsatz auf 3000 Meter Höhe

Nach einem Streifen des Armeefilmdienstes.

Weit über dem Gletscher in schwindelnder Höhe auf einer Felsnase liegt regungslos eine weiße Gestalt. Der Beobachtungsposten preßt den Feldstecher noch fester vor die vor Anstrengung schmerzenden Augen. Narren ihn die Sinne, oder sind das dort wirklich Segelflugzeuge, die weit talabwärts ihre Kreise ziehen? «Bergdohlen werden es sein», sagt er sich immer wieder, doch deren Flug kennt der Sohn der Berge gut genug, wie manchmal schon hat er sie von seinem jetzigen Horst aus auf einsamer Wacht beobachtet, als sie mitten in der Fels- und Eiswüste, die ihn umgibt, die einzigen Lebewesen weit und breit waren.

Ein schwacher Ruf dringt herüber, vom andern Beobachtungsposten in der steilaufstrebenden Wand, die den Engelpaß im Osten abschließt. Ein

Arm winkt herüber, deutet, abwärts, zum Gletscher. Kein Zweifel, Fallschirmjäger sind im Begriffe zu landen. Vom Beobachtungsposten aus scheinen sie wie kleine Sämchen von Löwenzahnblüten über dem ewigen Weiß zu schweben. Schon ist der weiße Mann auf den Beinen, wie ein wandelnder Schneefleck sieht er jetzt aus, als er in wenigen Sprüngen das riesige Firnfeld erreicht, das steil zum Engelpaß abfällt. Mit wenigen Griffen sind die am Felsrande deponierten Ski angeschnallt, und schon im Fahren werden die Stockschlaufen richtig übergestreift. Pfeilschnell geht die gewohnte Fahrt dem Kommandoposten zu, jetzt zeigt sich der geübte Skifahrer.

«Herr Oberleutnant! Kpl. Caffisch! Fallschirmjägerdetachment auf dem Weißgletscher gelandet. Im Anstieg

zum Paß.» Knapp ist die Meldung, aber von großer Tragweite. Das längst Erwartete, das viel Besprochene ist eingetreten. Der Feind versucht, die Sperrstellung auf dem Paß in überraschendem Angriff zu nehmen; sie ist ihm wichtig genug, daß er seine Elitetruppen dafür einsetzt. Nicht lange braucht der Oberleutnant um zu überlegen, er wendet sich, um dem Funker zu winken. Doch schon seit einiger Zeit hat dessen Hilfsmann das Dynamo in Bewegung gesetzt, die Meldung zum Kommandoposten kann durchgegeben werden.

*

Auch auf dem Kommandoposten braucht es keinen Alarm, um der Situation gewachsen zu sein. Klar und eindeutig sind die Befehle: «Korporal Badrutt geht mit einem Detachment